

BASYS

Berichte des Arbeitskreises für Systemische Sozialarbeit, Beratung und Supervision

Worte der Redaktion	3
Akkreditierung unseres Lehrganges „Basisdiplom Systemische Sozialarbeit und soziale Berufe“ durch die WeiterbildungsAkademie.....	4
ASYS – Zukunftsvisionen	6
Systemisch denken – 1972 bis heute.....	9
Einige Gedanken zur so genannten „Brillentheorie“	21
Brillen und andere Wirklichkeiten	23
Was man gelesen haben muss... ..	27



BASYS

Berichte des Arbeitskreises für Systemische Sozialarbeit, Beratung und Supervision

Herausgeber und Eigentümer:

Arbeitskreis für Systemische Sozialarbeit, Beratung und Supervision,
Paulinensteig 4a, A-1160 Wien

Redaktion:

Prof. Dr. Walter Milowiz

Verleger, Druck und Vertrieb:

Prof. Dr. Walter Milowiz, Paulinensteig 4a, A-1160 Wien

Alle Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzungen, Nachdruck, Vervielfältigung jeder Art, Vortrag, Funk- und Fernsehsendungen sowie Speicherung in Datenverarbeitungssystemen, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe gestattet.

Worte der Redaktion

Liebe FreundInnen und KollegInnen,

Wir sind befriedigt und erschöpft von der Tagung, der Literaturarbeitskreis arbeitet, und das nächste Heft unserer Vereinszeitschrift kommt bestimmt.

Die Verbindungen zur VHS Ottakring, zu den FH Ludwigsburg, Freiburg und zur Hochschule Merseburg sind auf Grund der Lernpartnerschaft intensiviert worden, und eine Neuauflage des Buches „Teufelskreis und Lebensweg“ steht in den Startlöchern.

Und noch zwei Neuigkeiten gibt es:

1. Unser Basislehrgang „Basisdiplom Systemische Sozialarbeit und soziale Berufe“, der ab Jänner gemeinsam mit der VHS Ottakring durchgeführt wird, wurde von der WBA, der „WeiterBildungsAkademie Österreich“ mit 15 ECTS-Punkten als Teil des Erwachsenenbildner-Zertifikates akkreditiert. Damit ist erstmals eine Anschlussfähigkeit unseres Lehrganges zu anderen Fortbildungen festgeschrieben. Die Möglichkeit der nachträglichen Anerkennung besteht übrigens auch für Absolventen früherer Lehrgänge. Näheres finden Sie im Heft.
2. Wir haben eine neue Homepage-Adresse:

www.asys.ac.at

Nach Prüfung unserer Seriosität als „eigenständige, gemeinnützige Organisation des Forschungs-, Bildungs- und Kulturbereiches, wie z.B. ... Universitäten, Fachhochschulen, öffentliche Schulen und Privatschulen mit Öffentlichkeitsrecht, Forschungsinstitute, Bildungsorganisationen sowie Vereine mit einer entsprechenden Zielsetzung“ wurde uns die ac.at-Domain genehmigt und unser Verein ist auch im Web in den Kreis der anerkannten Bildungseinrichtungen aufgestiegen.

Ich wünsche Euch allen ein schönes Weihnachtsfest und einen angenehmen Jahreswechsel, danach melden wir uns mit dem nächsten Heft!

Walter Milowiz

Akkreditierung unseres Lehrganges „Basisdiplom Systemische Sozialarbeit und soziale Berufe“ durch die WeiterbildungAkademie

Michaela Judy

Im Februar 2007 ging eine Meldung durch die österreichische Presse: die WeiterbildungAkademie (WBA) - das groß angelegte Zertifizierungs- und Akkreditierungssystem für ErwachsenenbildnerInnen - hat ihre Arbeit aufgenommen.

Und noch im Frühjahr 2007 bekam die Volkshochschule Ottakring die Anerkennung als Bildungseinrichtung von der WeiterbildungAkademie. Danach war es natürlich die Frage, welche Angebote wir zur Akkreditierung einreichen würden. Nach einigen Vorgesprächen war klar, dass der Lehrgang „Basisdiplom Systemische Sozialarbeit und soziale Berufe“ perfekt zum Anforderungsprofil für Beratungskompetenz passt, und wir haben ihn – neben dem Lehrgang „Systemisches Managing Diversity“ und dem Lehrgang „Alphabetisierung für MigrantInnen“ zur Akkreditierung eingereicht.

Alle drei Lehrgänge erhielten die Akkreditierung, und so bekamen wir am 18. September 2007 die Mitteilung, dass das Basisdiplom von der WeiterbildungAkademie mit 15 ECTS akkreditiert ist. Und auch AbsolventInnen früherer Lehrgänge können diese Qualifikation zur Anerkennung bei der Zertifizierung einreichen.

Aber alles der Reihe nach! Was ist eigentlich diese WeiterbildungAkademie?

Die WeiterbildungAkademie ist eine Einrichtung des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur, des Bundesinstituts für Erwachsenenbildung Strobl und der Donauuniversität Krems und bietet ein modulares Zertifizierungs- und Anerkennungsverfahren für Erwachsenenbildner/innen.

Die WeiterbildungAkademie Österreich ist entstanden aus einer Initiative des bmuk und der KEBÖ (Konferenz der Erwachsenenbildungseinrichtungen Österreichs); sie wurde als ESF-Projekt vom Verband Österreichischer Volkshochschulen gemeinsam mit allen Partnern entwickelt. Die WeiterbildungAkademie ist damit sowohl eine partnerschaftliche Einrichtung der österreichischen Erwachsenenbildung, als auch eine Zertifizierungsstelle, die Bildungsangebote anerkennt, ohne selbst Bildungsanbieter zu sein.

In der Erwachsenenbildung tätige Personen können über die modular aufgebauten Abschlüsse ihre in vielfältiger Weise erworbenen Kompetenzen und Praxiszeiten anrechnen lassen. Sie erhalten ein anerkanntes Zertifikat bzw. Diplom als "Zertifizierte/r Erwachsenenbildner/in", und daran anschließend, als "Diplomierte/r Erwachsenenbildner/in". Als Aufbaustudium kann an der Donau Universität Krems der "Master of Lifelong Learning" erworben werden.

Dabei sind die Akkreditierungsverfahren noch einmal differenziert nach vier Anwendungsfeldern, nämlich:

- Lehren/Gruppenleitung/Training
- Bildungsmanagement
- Beratung
- Bibliothekswesen und Informationsmanagement

Die WeiterbildungAkademie erscheint mir aus mehreren Gründen als zukunftsweisendes Modell:

Sie überprüft und anerkennt Kompetenzen von Erwachsenenbildner/innen nach definierten Standards und schafft so die notwendige Voraussetzung für die Professionalisierung der Erwachsenenbildung in Österreich.

Sie recurriert mit dem flexiblen, modularen Akkreditierungsverfahren auf die Verwertung lebensgeschichtlich erworbenen Wissens, und schafft Formen und Standards, nach denen dieses festgestellt, anerkannt und zertifiziert werden kann.

Dieses Anerkennungsverfahren entspricht der Definition der Wissensgesellschaft, wo es nicht primär um formelles, abrufbares Wissen geht, sondern um Formen lebendigen Wissens, wie Erfahrungswissen, Urteilsvermögen, Selbstorganisation, u.a.m.

Nicht zuletzt ermöglicht sie – in Österreich keine Selbstverständlichkeit - in der engen Kooperation mit der Donauuniversität Krems die Durchlässigkeit zwischen Erwachsenenbildung und universitärer Aus- und Weiterbildung.

Mit der Zuerkennung von ECTS (European Credit Transfer System, d.i. ein europaweit vergleichbares Leistungspunktesystem) schließt die WeiterBildungsAkademie darüber hinaus an den Bologna-Prozess an.

Die Chance beim Bologna-Prozess liegt in der Schaffung vergleichbarer Qualifikationsstandards. Damit wird die Durchlässigkeit zwischen Hochschulen und außeruniversitären Bildungseinrichtungen möglich. Insbesondere in Bezug auf Lebenslanges Lernen rückt so ein System der (Weiter-)Qualifizierung in den Bereich des Möglichen, in dem speziell erwachsene Lernende nicht für jeden weiteren Bildungsabschluss quasi „von vorne anfangen“ müssen, sondern die Kompetenzen, die sie aus ihrer Bildungsbiografie mitbringen, direkt einbringen und anerkennen lassen können. Die Demokratisierung der Wissensaneignung – von formellen Abschlüssen zum selbstgesteuerten lernen – ist hier zumindest als Perspektive angelegt.

Der Lehrgang „Basisdiplom Systemische Sozialarbeit und soziale Berufe“ gehört damit jedenfalls zu den ersten Bildungsgängen, die – entsprechend den Bologna-Kriterien - in Zukunft auch als Teil einer akademischen Ausbildung anrechenbar sein können.

Nähere Informationen gibt es auf der Homepage der WeiterBildungsAkademie Österreich <http://wba.or.at/>.

ASYS – Zukunftsvisionen

Thomas Hermann

Beim Abschlussseminar der ersten Supervisionsausbildungsgruppe von ASYS im November 2007 gab es einen lustvollen Austausch über verschiedene Methoden und Übungen in der Supervision. Eine der dort vorgestellten Methoden heißt Appreciative Inquiry¹ (kurz AI genannt). Anhand dieser Methoden haben die TeilnehmerInnen versucht für den Verein eine Zukunftsperspektive zu erarbeiten, die wir den Lesern von BASYS berichten wollen.

Doch zuvor ein paar grundlegende Infos zur Methode.

GRUNDANNAHMEN VON AI

Zwei Grundannahmen sind die eigentliche Grundlage von AI und prägen die Haltung und die Herangehensweise ganz entscheidend:

1.) Jeder Mensch, jedes Team und jede Organisation hat ein ungeahnt großes Potenzial, das manchmal schon aufblitzt.

AI geht also davon aus, dass jedes Team, jede Organisation noch ungenutztes Potenzial hat, das nutzbar gemacht werden kann. Damit ist auch festgelegt, dass es nicht darum geht, Fehler zu suchen, sondern darum, den Blick auf jene Dinge zu werfen, die funktionieren. Eine Ähnlichkeit mit dem lösungsorientierten Ansatz von Insoo Kim Berg lässt sich also nicht abstreiten.

Die zweite Grundannahme verstärkt das noch einmal und legt den Blickwinkel fest:

2) Organisationen entwickeln sich immer in die Richtung dessen, worauf sie ihre Aufmerksamkeit richten und was sie untersuchen.

Geht man von diesen beiden Grundannahmen aus, macht es keinen Sinn die Wahrnehmung auf die Fehler zu richten. Man würde damit die Entwicklung auf das Negative ausrichten und dadurch die Entwicklung in diese Richtung vorantreiben.

AI versucht dann in einem zirkulären Prozess von jeweils vier Schritten die weitere Entwicklung eines Teams oder einer Organisation zu gestalten:

Zuerst geht es darum, zu erkunden, was ist (**Discovery**), dann darum, zu träumen, was sein könnte (**Dream**). Als nächster Schritt soll aus den Träumen etwas Neues gestaltet werden (**Design**), um dann im letzten Schritt klare Vereinbarungen über die nächsten Schritte zu treffen (**Destiny**).

Natürlich war es nicht möglich, im Seminar den ganzen Prozess durchzumachen, aber mittels eines Fragebogens wurde versucht, zu erkunden, was bei ASYS schon da ist und welche Träume es schon gibt. Die Erarbeitung dieser Ergebnisse hat jedenfalls Spaß und Lust auf mehr gemacht.

Deswegen wollen wir die Ergebnisse auch in dieser Form weitergeben und damit die Aufmerksamkeit auf das richten, was schon an Positivem da ist. Denn eines war nach den Interviews wohl unbestritten:

ASYS hat viel Wachstumspotenzial und es gibt Menschen, die es wecken möchten.

¹ZurBonsen, M. und C Maleh: Appreciative Inquiry (AI). Der Weg zu Spitzenleistungen. Weinheim und Basel 2001

ERGEBNISSE DER INTERVIEWS NACH AI (APPRECIATIVE INQUIRY) BEIM ABSCHLUSSLEHRGANG DER 1. SUPERVISIONSAUSBILDUNG VON ASYS IM NOV. 2007

Schatzsuche:

(Was schätzt du am meisten an der Arbeit und an der Organisation von ASYS?)

Antworten:

- ASYS ist aus einer Vision und einem Willen entstanden
- Hat schon Hände und Füße
- Hartnäckigkeit mit der Walter das Ziel verfolgt hat
- Treffpunkt für Austausch
- Die Vereinszeitschrift Basys als Information für Mitglieder
- Pionierphase und den damit einher gehenden Gestaltungsspielraum
- Viel versprechender Lehrgang
- Die Fortbildungen
- Personelle Anbindung an Akademie/FH
- Die Möglichkeit Ideen zu verwirklichen
- Inputs durch Homepage
- Plattform - Treffpunkt - Austausch
- Der systemische Blickwinkel fasziniert mich
- Systemisches Denken für Sozialarbeit
- Grundlagenorientierung

Lebensspender:

(Was ist das wichtigste, der Kern von ASYS, der der Organisation das Überleben sichert, ohne den ASYS nicht das wäre, was es heute ist?)

Antworten:

- Walter Milowiz, und die von ihm gesäten Samenkörner
- Bernhard Lehr, Michaela Judy, Anneli Arnold, Anna-Maria Götz und andere
- Homepage
- die Basys,
- die Mitglieder des Vereins
- Seminar(r)angebote
- Anerkennung des Supervisionslehrganges durch die Österreichische Vereinigung für Supervision (ÖVS)
- Akkreditierung der Basisausbildung durch die Weiterbildungsakademie Österreich (WBA)
- Die Erfahrung, dass Sozialarbeit auch lustvoll sein kann

Wunderwelt:

(Stell dir vor du bist im Jahr 2017 und erwachst gerade aus einem langen Schlaf. Schau dich um und entdecke, dass alles im Verein ASYS so ist, wie du dir das immer vorgestellt hast, Woran merkst du, dass das Wunder passiert ist? Was ist anders?)

Antworten:

- ASYS hat 50 aktive Mitglieder
- ASYS ist ein anerkanntes Ausbildungsinstitut
- Es gibt Lehrgänge und Tagungen die immer ausgebucht sind
- Walter ist Ehrenvorsitzender und schaut wohlwollend auf die dynamische Entwicklung

- Walter ist der Weise im Hintergrund
- Alles geht mit Leichtigkeit
- ASYS betreibt ein Forschungszentrum für systemische Arbeit im Sozialbereich. Die Ergebnisse werden regelmäßig veröffentlicht
- Systemische Sozialarbeit ist fixer Bestandteil der Ausbildung und der Praxis (so wie Händewaschen in der Medizin)
- Die ÖVS hat um Aufnahme in den Forschungsverbund angesucht und ist Kunde von ASYS
- Die führenden Kräfte von ASYS sind sehr gut gebucht und fahren mit dem Jaguar durch ganz Europa
- Arbeitgeber fragen bei ASYS an, was sie machen müssen damit die Sozialarbeiter in ihrer Einrichtung optimale Bedingungen für sinnvolle (Systemische) Sozialarbeit haben.
- Wer was auf sich hält, ist Mitglied bei ASYS, es ist allerdings sehr schwer da hinein zu kommen.

Horizont:

(Was sind die 3 bis 5 wichtigsten Trends, die dir begründet Hoffnung für die Zukunft verleihen – Im Verein ASYS, im Umfeld von ASYS und im Umfeld insgesamt?)

Antworten:

- Walter ist immer noch ein wichtiger Motor
- Es entwickelt sich schon ein Team, das die Verantwortung gemeinsam trägt
- In dem Feld ist noch viel Raum zum beackern
- Dass es mit dem SV-Lehrgang und dessen Anerkennung durch die ÖVS eine attraktive Einstiegsmöglichkeit gibt
- Arbeitskreise, Zusammenwachsen mit den Diversity-Entwicklungen mit Michaela Judy, Tagung(en),
- Nachwuchs und die Führungscrew
- Dass die Nachfrage steigt
- Dass es trotz Rückzugstendenzen von Walter ein Team gibt, das weiter arbeitet
- Trotz dem dichten Angebot und den wesentlich schlechteren Rahmenbedingungen (keine Finanzierung mehr über die Sozialakademie) gibt es ASYS noch immer

Wer sich den Visionen anschließen möchte, ist herzlich eingeladen, Kontakt zum Verein aufzunehmen (E-Mail: asys.austria@telering.at).

Wer noch mehr über AI wissen will oder Lust hat in der eigenen Einrichtung einmal damit zu arbeiten, kann das angegebene Buch lesen oder bei Thomas Hermann (E-Mail: thomas.hermann@vol.at) nachfragen.

Systemisch denken – 1972 bis heute²

Walter Milowiz

Seit etwa 1972 beschäftige ich mich mit steigender Begeisterung mit Systemtheorie, weil mir bis dahin die verschiedenen Antworten, die die Psychologie für meine Fragen bereitstellte, als unbefriedigend erschienen, und ich im systemische Ansatz in sukzessiver Folge brauchbare Antworten gefunden habe.

Seit ich mich erinnern kann, haben mich folgende Fragen beschäftigt:

- Wie kommt es, dass Menschen immer wieder – offenbar in bester Absicht – ohne Ende gegeneinander arbeiten?
- Wie kommt es, dass „vernünftiges Denken“ nur selten aus solchen andauernden Kämpfen herausführt?
- Gibt es irgendwelche grundlegenden Regeln, an denen man sich orientieren kann, wenn man an solch penetranten Situationen etwas ändern will?

Interessanter weise bin ich im Lauf der Zeit zu der Feststellung gekommen, dass die meisten solchen prinzipiellen Fragen sich eigentlich selbst beantworten, wenn man sie exakt genug formuliert.

Das entspricht meinem Anspruch nach einem handlungsrelevanten Theorieansatz, dessen wissenschaftliche und methodische Schlüssigkeit sich in der Praxis überprüfen lässt. Ich bin Theoretiker insofern, als ich aufgrund dessen, was ich lese, in meiner Praxis und meinem Alltag erfahre und von Supervisorinnen und Ausbildungskandidaten als Rückmeldung bekomme, eigene theoretische Modelle entwickle. Ich bin allerdings auch Praktiker, insofern ich lebe, und insofern ich als Psychotherapeut, Supervisor und Aus- sowie Fortbildner arbeite. Dies tue ich seit etwa 30 Jahren und erlebe insbesondere die Auseinandersetzung mit Supervisorinnen und Ausbildungskandidatinnen, die im Allgemeinen im Sozialbereich arbeiten und dort überleben müssen, als besonders hilfreich für die Weiterentwicklung von Ideen.

Ich möchte zunächst versuchen, die Entwicklung meines Modells nachvollziehbar zu machen.

Der erste Schritt, der mir weitergeholfen hat, war, zu bemerken, dass Wiederholung ein sehr natürlicher Prozess ist, und nicht, wie man meist annimmt, im Speziellen mit Belohnung zusammenhängt: Menschen tun Dinge immer wieder (und öfter) nicht nur, wenn sie dafür belohnt werden. Ich hatte mich damals, im zweiten Jahr meines Psychologie-Studiums einerseits in einem Privatissimum bei Igor Caruso mit Freuds „Jenseits des Lustprinzips“ (Freud 1920) befasst, wo dieser nach der Erklärung sucht, warum sein „Lustprinzip“ sehr viele Situationen nicht erklären kann. Er hatte ja postuliert, dass der Mensch immer nach Lust strebt, dass das Lustprinzip alles steuert. Dann aber sah er sich immer öfter mit Situationen konfrontiert, wo Dinge immer wieder gemacht wurden, die nicht einmal durch die Einführung des „sekundären Lustgewinns“ mehr erklärt werden konnten, Dinge, wo nur mehr Selbstschädigung zu finden war.

Zur gleichen Zeit lernte ich sehr viel über Neurophysiologie, las unter anderem Monods „Zufall und Notwendigkeit“ (1971) und konnte auf dieser Basis in meiner

² Vorabdruck aus der 2. Auflage von Milowiz, W.: Teufelskreis und Lebensweg – systemisch denken im sozialen Feld. Erscheint voraussichtlich 2008

Dissertation Freuds Frage sozusagen „physiologisch“ beantworten: **Gelernt wird nicht solches Verhalten, das Belohnung bringt, sondern solches, das eine „Ablenkung“ von der auslösenden Situation verursacht, etwas, das bewirkt, dass man die Aufmerksamkeit, die „psychische Energie“ auf etwas anderes konzentriert als vorher.** Befriedigung eines Bedürfnisses kann eine solche Ablenkung sein, aber ebenso andere plötzlich eintretende Veränderungen der Situation.

Wenn ein Kind aufgrund seiner Sehnsucht nach der Mutter (auslösende Situation) verbotenerweise aus der Wohnung geht (Verhalten), so kann Bestrafung (Ablenkung) bewirken, dass die Tendenz, die Wohnung zu verlassen, stärker wird. Auch Lob von der Großmutter ist als Ablenkung in gleicher Weise wirksam. Natürlich hat es denselben Effekt, wenn das Kind draußen die Mutter vorfindet: Auch das lenkt von der Sehnsucht ab, indem es die Abwesenheit beendet.

Verbotenes beziehungsweise besonders bestrafte Tun zum Beispiel kann so ebenso leicht immer anziehender werden und daher häufiger auftreten wie auch belohntes – ja sogar noch mehr: Gestohlene Kirschen schmecken am besten.

Absichten, wie in der ersten meiner Fragen erwähnt, können ebenfalls auf diese Thematik der „Ablenkung“ einwirken – allerdings nicht nur so, dass erfolgreiches Ausführen der Absicht zu Lernen von Verhalten führt: So kann ein Erfolg (hinsichtlich der Absichten) als „Verstärker“ wirken, wie es die klassische Lerntheorie schreibt, ein Misserfolg kann aber durch die entstehende Sensation ebenfalls als unbewusster Verstärker wirksam werden – entgegen den Absichten der handelnden Person.

Das Phänomen kennt eigentlich jeder: Dass man ein Verhalten, das man eigentlich aufgeben will, nicht los wird – je mehr man sich bemüht, desto öfter passiert es einem unabsichtlich.

Insgesamt bedeutet das jedenfalls, dass negative Erlebnisse ebenso wie positive dazu führen können, dass ein Verhalten häufiger auftritt als bisher. Eine Ohrfeige kann ebenso Verhalten verstärken wie ein freundliches Lächeln oder ein vorbeifahrender interessanter Sportwagen.

Diese „Verstärkung“ geschieht nicht bewusst, sondern automatisch, sie ist ein Ergebnis der Funktionsweise des Gehirns bzw. der Nervenzellen.

(Ich glaube, dass viele Schwierigkeiten der Lernforschung wegfallen könnten, würde man klar zwischen dem Lernen von Inhalten und dem Lernen von Verhalten unterscheiden. Es würde die Widersprüchlichkeit in den Ergebnissen der Lernforschung aufheben, wenn man statt „Lernen von Inhalten“ das Lernen von „Wiedergeben von Inhalten“ untersuchen, wenn man also auch hier Verhalten untersuchen würde. Verhalten ist beobachtbar und daher kann es definiert werden. Wissen kann nur über „Fähigkeit“ definiert werden und die ist nicht feststellbar, weil Intentionalität vorausgesetzt werden muss und diese nicht beobachtbar ist.)

Der zweite wesentliche Schritt war für mich, wie schon oben angedeutet, die Feststellung, dass Verhalten besser verstehbar ist, wenn man menschliches Denken nicht als dem Verhalten übergeordnet betrachtet, sondern einfach nur als einen Prozess, der im Zuge des Verhaltens eben auch auftritt. Die neueren Ergebnisse der Hirnforschung (siehe etwa Roth 2000) bestätigen diese Idee, während damals - meine Dissertation erschien 1976 - alleine die Vorstellung, die Psyche könnte ein physiologische Korrelat haben, noch bei sehr vielen Wissenschaftlern auf komplette Ablehnung stieß.

Vieles wird klarer, wenn man sich um das vor und während des Verhaltens Gedachte nur sehr wenig kümmert Da wir ja in ein Gehirn nicht hineinschauen können, können

wir über Gedachtes ohnehin nur spekulieren. Anders wird es mit dem, was gesagt wird: Dieses ist unbedingt als Verhalten in die Beobachtung mit einzubeziehen und spielt eine wesentliche Rolle bei der gegenseitigen Einflussnahme von Menschen aufeinander.

Also: **Menschliches Verhalten wird dann am besten verstehbar, wenn man danach sucht, wie sich Verhalten gegenseitig bedingt, und nicht, wenn man über Gedanken und Absichten spekuliert.**

Man bemerkt hier sehr stark den Einfluss von Watzlawick (1969), den ich damals gierig verschlungen habe, und der auch die dritte Weisheit, die meine Denkmodelle bis heute bestimmt, beigesteuert hat: **Alles was auf der Welt stattfindet oder nicht stattfindet, hat Einfluss auf alles andere, was noch stattfindet.** Dass heißt, wir alle sind vernetzt miteinander, wie entfernt wir auch voneinander sein mögen. Und nicht nur die Menschen sind vernetzt, auch alles andere: Steine, Gestirnspositionen und Wetterentwicklungen. Der Begriff „Verhalten“ kann auf alles ausgeweitet werden, was auf der Welt überhaupt stattfindet. Man kann diesen Aspekt durchaus oft vernachlässigen – das heißt, nur menschliches Verhalten beobachten - und trotzdem zu brauchbaren Beschreibungen kommen, es kann aber manchmal notwendig sein, auch andere Faktoren berücksichtigen.

Ein häufig angebrachtes Gegenbeispiel sind Menschen, die am anderen Ende der Welt sitzen, und daher „hier“ gar keinen Einfluss ausüben können. Wenn man allerdings bedenkt, dass diese Menschen ja auch hierher kommen könnten oder eine Atombombe zünden, dann wird leicht einsichtig, dass ihr unauffälliges Verhalten einen großen Unterschied macht gegenüber anderen Möglichkeiten. Und wenn es einen Unterschied macht, dann heißt das, dass es Einfluss hat.

Von Foerster (2007, S. 63) sagt, dass seiner Meinung nach diese Vernetztheit – und insbesondere die des Beobachters beziehungsweise die je eigene – eine unentscheidbare Frage und die Entscheidung, wie es zu sehen sei, damit der persönlichen Vorliebe jedes einzelnen unterworfen sei. Für jemanden, der überhaupt Wechselwirkungen in der Welt annimmt, stimmt diese Behauptung der Unentscheidbarkeit nicht: die Feststellung ist dann zwingend, denn die Vorstellung, man könne die Welt beobachten, ohne Einfluss zu nehmen, ist auf dieser Grundlage ein logischer Widerspruch.

Wenn ich davon ausgehe, dass jedes Verhalten, jedes Geschehen auf seine Umgebung und deren Verhalten bzw. auf weiteres Geschehen Einfluss hat, dann ist der nächste Schritt nur eine Folgerung: **Verhalten erklärt sich nicht nur aus einer zurückliegenden Geschichte, sondern kann sich nur dann aufrechterhalten oder wiederholen, wenn die jetzige Situation dies unterstützt.** Es gibt also zu jedem auftretenden Verhalten oder Geschehnis neben einer Geschichte der Entstehung auch eine wesentliche gegenwärtige Situation, die darüber entscheidet, wie sich das Geschehnis weiter entwickelt: Löst es sich in Wohlgefallen auf, steigert es sich, oder bleibt es konstant? Watzlawick formulierte es so, dass er sagte, jedes Verhalten werde erst dann nachvollziehbar und verständlich, wenn es in Zusammenhang mit dem Kontext gesehen wird, in dem es abläuft.

Was immer jemand tut, ist also nicht nur historisch bedingt – also gelernt – sondern auch gegenwärtig reproduziert, das heißt: aktuell hervorgerufen. Wie anders wäre erklärbar, dass sich etwas ändern kann, wenn Fachleute auftauchen und etwas tun, was bisher vielleicht nicht gemacht wurde. Das einfachste Beispiel ist ein Kind, das entgegen allen Versuchen, es „zur Vernunft zu bringen“, immer trotziger wird. Man

kann hier einerseits annehmen, dass das Kind einen genetischen Schaden oder schon einen seelischen Defekt habe, andererseits kann man sich überlegen, ob es möglich wäre, dass das Kind auf die verzweifelten Bemühungen der Eltern reagiert, zum Beispiel, weil es sich ungerecht behandelt fühlt, oder weil es sonst wie nicht weiter weiß. Da die Umwelt natürlich auf das Verhalten des Kindes reagiert, kann man annehmen, dass hier eine „positive Rückkoppelung“ im Gange ist, und ein Prozess sich gegenwärtig selbst aufrecht erhält: Positive Rückkoppelung heißt, dass ein zyklischer Ablauf sich aufschaukelt, dass das Tun der einen Seite das Tun der anderen Seite verstärkt und umgekehrt, so dass zwei oder mehrere Aktionen von zwei oder mehreren Personen immer intensiver werden, weil jeder auf den anderen reagiert. Dieser Gedanke kommt ursprünglich aus der Elektronik: Wenn ein Mikrofon, ein Verstärker und ein Lautsprecher so eingestellt sind, dass der Lautsprecher das, was das Mikrofon aufnimmt, lauter wiedergibt, und das Mikrofon eben dieses wieder an den Verstärker weitergibt, dann beginnt die ganze Anlage immer lauter zu pfeifen. Wenn sie nicht irgendwie eingebremst wird, dann kann sie sich auf diese Weise selbst zerstören.

Jay Haley hat in der Einleitung zu seinem Buch „Gemeinsamer Nenner Interaktion“ (1987) auf sehr martialische, aber auch sehr einleuchtende Weise beschrieben, wie dieses Wechselspiel aufgefasst werden kann als ständiges gegenseitiges Definieren der aktuellen Beziehung. Dieses Bild hat mir sehr geholfen, zu verstehen, was denn da in meinen therapeutischen Sitzungen oder auch in Supervisionen, ja sogar im Unterricht zwischen mir und den Anderen vorging. Es ersparte mir eine Menge Supervision und wurde zu einem wichtigen Bestandteil meiner Theorie.

Auch meine Lernerfahrungen in der Gruppendynamik-Ausbildung bekamen erst dadurch einen Rahmen, wo ich sie einordnen konnte.

An dieser Stelle war es für mich auch wichtig, die Rolle der Sprache noch einmal zu überdenken. Gesagtes hat ja immer einen Inhalt, hat aber auch eine Funktion im Beziehungsgefüge. So wird zum Beispiel jemand, der gerade erzählt, wie er gestern einem Mordversuch entgangen ist, im Normalfall recht viele Zuhörer finden, während die Menschen, die ihm zuhören, nicht darüber nachdenken, dass da gerade jemand sie zum Zuhören veranlasst. Sollte sich dann noch jemand finden, die davon zu reden beginnt, dass man sich so etwas ja auch einbilden kann, dann könnte eine heiße Diskussion entstehen, wo zwei Menschen darum kämpfen, wer das Interesse der übrigen erhält, während die meisten der beteiligten Zuhörer im Inhalt – nämlich der Frage „Mordversuch oder nicht“ gefangen bleiben. Wenn jetzt noch ein Dritter auftaucht – etwa ein Trainer in einem Gruppendynamik-Seminar, der auf die Konkurrenzsituation hinweist, dann ist der Effekt jedenfalls normalerweise, dass beide Diskutanten der Beachtung ihrer Diskussionsinhalte verlustig gehen, während der Trainer in den Mittelpunkt des Interesses rückt – wieder ohne dass dieses selbst zur Sprache kommt.

„Reflexion“ und „Feedback“ waren die Zauberworte der Gruppendynamik für diese Vorgänge, Watzlawick machte den Begriff „Metakommunikation“ geläufig – aber Haley hielt dem entgegen, dass hier „Manöver“ und „Gegenmanöver“ betrieben werden, mit denen versucht wird, zu bestimmen, wer mit wem wie umzugehen hat: Wer soll wen beachten, wer soll wem helfen, wer soll wem befehlen, wer soll wessen Befehle ausführen, wer soll wen belehren und so weiter. Das Darüber-Reden, ohne dabei schon wieder Einfluss zu nehmen, ist eine unrealistische Wunschvorstellung, Einfluss wird einfach immer genommen, ob man will oder nicht. Davon abgesehen ist

auch kaum vorstellbar, dass jemand in einer Situation, in der er sich gerade selbst befindet, keinen Einfluss nehmen will – und sei es nur, sie nicht ändern zu wollen.

Natürlich gibt es sehr viele Beziehungen, wo die Auseinandersetzung mit der Beziehung kaum eine Rolle spielt: Wenn Schüler und Lehrer einig sind, kann einfach unterrichtet werden, wenn Bäcker und Geselle einig sind über ihre Positionen, kann Brot gebacken werden, und wenn Verletzter und Helfer einig sind, wer die Steuerung übernimmt, kann der Verletzte verbunden werden. Wenn Mann und Frau einig sind, wer kocht und wer den Abwasch macht, kann gekocht und gegessen werden und so weiter. Selbst in der Politik gab es zwischen den Wahlen Zeiten, wo sich die regierenden Parteien einigten, wer welche Position hat und darangehen konnten, Probleme zu lösen. Durch das Miteinander-Handeln von beiden Seiten wurde das Einverständnis mit der bestehenden Beziehungsform gelebt und ausgedrückt.

Dysfunktionale Beziehungen hingegen entstehen dann, wenn zwei oder mehr Kommunikationsteilnehmer sich über die Form der Beziehung uneinig sind. Watzlawick nannte das einen symmetrischen Beziehungskampf, wo jede Handlung dazu da ist, die Beziehung umzudefinieren, nach Haley wäre es dann eine endlose Kette von Manöver und Gegenmanöver: Ein Mann und eine Frau, bei denen es ständig darum geht, ob der eine oder die andere genug für die Beziehung tut, zwei Kollegen, von denen jeder ständig zu beweisen versucht, dass er die besseren Ideen hat als der andere, beziehungsweise umgekehrt dass die Ideen vom anderen weniger wert sind als die eigenen. Beziehungen also, wo beide Partner ständig damit beschäftigt sind, zu versuchen, diese Beziehung zu ändern, ja wo die Beziehung sozusagen nur mehr oder fast nur mehr daraus bestehen, diese Beziehung ändern zu wollen, ohne dass sich die Beziehung dadurch tatsächlich ändert. In solchen Beziehungen steht dann für andere Tätigkeiten kaum mehr Aufmerksamkeit, Zeit und Energie zur Verfügung, weil alles für diesen Beziehungskampf gebraucht wird. Und jedes Wort, jede Handlung ist nur mehr verständlich, wenn man weiß, dass es nicht um ein möglicherweise vorhandenes offizielles Thema geht, sondern nur darum, wer den Beziehungskampf gewinnt: Man redet darüber, wie man den Staat retten kann und dabei geht es nur darum, wer die meisten Wählerstimmen gewinnt.

Haley beschrieb sehr klar und einfach den Therapeuten als Mitspieler, der nur aus seiner Rolle als Mitspieler heraus handeln kann. Also: Kein übergeordneter Beobachter mehr, sondern nur einer, der im Spiel mitspielt, und von dort aus versucht, neue Interaktionsmuster einzuführen oder alte auszuhebeln. Wenn das gelingt, dann kann er wieder gehen. Schon da zeigte sich, dass diese Sicht darauf hinausläuft, dass man so ein „System“ nicht zielgerichtet ändern kann – das heißt, nicht bestimmen kann, welche Muster sich als nächstes entwickeln, wenn man vorhandene unterbindet oder ad absurdum führt.

Ganz besonders hatte mir natürlich die Idee der „paradoxen Intervention“ gefallen, wie sie Watzlawick schon beschrieben hatte, ausführlichst aber Selvini-Palazzoli und ihr Mailänder Team (1978). Ihre Beispiele waren so eindrücklich, dass ich dachte, mit diesem Instrument kann man die ganze Welt ändern.

Tatsächlich kann man mit kleinen Interventionen sehr große Entwicklungen in Gang setzen, wenn man an der richtigen Stelle ansetzt. Aber auch hier zeigt sich, dass eine zielgerichtete Intervention, das heißt: eine Steuerung des Ergebnisses, nicht möglich ist. So berichtet Selvini-Palazzoli etwa von einem Fall, wo nach einer Symptomverschreibung ein als schizopren definierter Sohn sich als normal zeigte, dafür aber seine Schwester, die bis dahin völlig unauffällig gewesen war, die

Schizophrenie-Symptome zeigte. Man versuchte es dann mit einer „besseren“ Intervention, danach war auch die Tochter wieder normal – dafür stritten nun die Eltern. Damit allerdings wurde das Thema „Schizophrenie“ als erledigt betrachtet, und der Streit der Eltern als eben ein normaler Streit.

Ich verwende den Begriff der „paradoxen Intervention“ heute nicht mehr gerne, weil er meist missverstanden wird. Das umfangreiche Gebäude der „pragmatischen Paradoxie“, wie es Watzlawick ausführt, ist eigentlich nicht nötig, um zu verstehen, dass eine Symptomverschreibung meist eine Änderung ins System bringt, die nicht ohne weitere zusätzliche Änderungen kompensiert werden kann, und alle Beispiele „paradoxe Interventionen“ sind bei genauem Hinsehen als Symptomverschreibungen erkennbar.

Was ist denn nun eigentlich eine Symptomverschreibung?

Hier geschieht eine radikale Umbewertung. Verhalten, das bisher als zu beheben oder zu beseitigen gesehen wurde, ist auf einmal zumindest vorübergehend akzeptierbar oder gar positiv zu sehen und soll herbeigeführt werden. Im System wird damit die Energie, die bis jetzt in den Versuch gesteckt wurde, das genannte Verhalten abzuschaffen, frei und die Aufmerksamkeit kann sich auf andere Interaktionen richten. Häufig habe ich erlebt, dass Klienten ihr „Symptom“ vergaßen, oft auch die Aufgabe, die die Symptomverschreibung enthielt. Erst wenn man sie wieder darauf ansprach, bemerkten sie, dass das alles bedeutungslos geworden war. Und nur selten konnte jemand sagen, wie das gekommen war. Ein Paar, das wegen seiner dauernden Streitereien, die beide Seiten nicht wollten, zu mir gekommen war, und dem ich vorschlug, sie mögen je einen Streit pro Tag absichtlich herbeiführen, erinnerten sich nachher nur mehr, dass ihnen die Durchführung der Übung zu peinlich gewesen sei – die Streite waren aber auch ausgeblieben.

Was mir an den damaligen systemischen Beschreibungen der Welt fehlte, war eine Erklärung, wie es dazu kommt, dass viele Menschen – und insbesondere auch die, die ihrer Umgebung auffielen – immer wieder in ähnliche Situationen kamen, so als würden sie diese magisch anziehen. Ich weiß nicht, ob diese Erklärung wirklich wichtig ist, aber ich habe gerne Nägel mit Köpfen, und hier fehlte mir ein Kopf.

Zum Glück fiel es mir aufgrund meiner Dissertation nicht schwer, diese Frage so zu beantworten, dass sich die Antwort leicht und einfach in das ganze Modell einfügte.

Wir müssen ja auf bestimmte Interaktionsmuster trainiert sein, damit wir einerseits die Umwelt in entsprechender Weise wahrnehmen und interpretieren können sowie andererseits zum Muster passende Verhaltensweisen zeigen können. Und trainiert wird spätestens von Geburt an. Das bedeutet, dass ein kleines Kind nur solche Dinge lernen kann, bei denen seine Umgebung auch in irgendeiner Form mitspielt. Es könnte also durchaus sein, dass ein Mensch fast nur lernt, sich vor der nächsten Katastrophe in Acht zu nehmen, mit Situationen, in denen keine Katastrophe zu erwarten ist, hingegen nichts anfangen kann. Und da das sehr früh beginnt, kann das Kind schon im Kindergarten so weit sein, dass es nur mehr Wiederholungen seiner gewohnten Rolle wahrnimmt.

All diese Ideen entwickelten sich unter dem Oberbegriff „Systemtheorie“. Monod, Watzlawick und Haley bezogen sich darauf, und ich in meiner Dissertation ebenfalls. Das war damals eine neue Strömung in der Wissenschaft, die sich in den verschiedensten Fächern als fruchtbar erwies, weil sie ein neues Licht auf bis dahin schlecht begreifbare Prozesse warf. Es gab hier in einer bis dahin unbekanntem Dichte

und Fruchtbarkeit einen Austausch und eine Zusammenarbeit der unterschiedlichsten Bereiche wie Mathematik, Technik, Psychologie, Biologie, Philosophie und andere.

Der Begriff System ist eine recht schwierige Angelegenheit. Von Ashby (1956) und Wiener (1968) kam die technische Vorstellung, dass gewisse Strukturen irgendwelche Parameter regeln – wie das damalige Paradebeispiel einer automatisch geregelten Heizung. Ein System also, das Abweichungen von einem Sollwert korrigiert. Man fand dazu die Parallelen, dass auch Warmblüter wie der Mensch ihre Temperatur und noch viele andere Faktoren regeln, oder Zellen ihre chemische Zusammensetzung. Und man stellte fest, dass hier ebenso wie in der Kommunikation mehrere Mitspielende beteiligt sind, die jeweils auf die Botschaften, die sie voneinander aufnehmen, reagieren. Und bei Kommunikationssystemen, wie sie Watzlawick (1969) beschrieb, gibt es ja auch Faktoren, die aufrechterhalten werden. Watzlawick übernahm damals auch den Begriff der Rückkoppelung aus dieser technischen Darstellung von Systemen in die Kommunikations- und Systemtheorie und zeigte, dass die so genannte positive Rückkoppelung dazu führte, dass die Dinge immer weiter eskalieren; so wie etwa ein Streit, der mit einer kleinen Diskrepanz über etwas Unwesentliches beginnt und durch die Auseinandersetzung selbst („...ein Wort gab das andere...“) erst zum ernsthaften Streit wird.

Aus der Technik und den Naturwissenschaften kam ein Begriff von System, der einfach war, weil die Techniker etwas definieren, es dementsprechend herstellen, und dann sagen können: das ist das definierte Ding. So gab es in der Technik die Idee von einem System, dessen Teile und Grenzen klar waren, man konnte seine Eigenschaften untersuchen und fertig. Die Systemiker des Sozialbereiches gingen von diesem Begriff aus, und sie untersuchten und „bearbeiteten“ zuerst vor allem Familien als Systeme: Mutter, Vater und die Kinder. Und man suchte nach Rückkoppelungen und Wechselwirkungen, nach Wiederholungen und Redundanzen. Sie waren fasziniert davon, wie einfach auf einmal manche Vorgänge, manches zuvor als verrückt erscheinende Verhalten, verständlich, nachvollziehbar und erklärbar wurden. Doch sehr bald kam man darauf, dass da oft noch andere Personen eine wichtige Rolle spielten – zum Beispiel Großeltern. Man lud diese mit ein, untersuchte sie mit und konnte wieder neue Zusammenhänge finden. Also dachte man, das System „Familie“ sei eben größer. Und dann stellte sich heraus, dass manche Phänomene, die sich da abspielten, sich besser erklären ließen, wenn auch noch Förderlehrer, oder Sozialarbeiterinnen oder Kindergartenonkel mit einbezogen wurden. Auf diese Weise wurden die Beratungszimmer immer voller und unübersichtlicher, bis dann Goolishan den Begriff des Problemsystems erfand. Er fragte einfach nach, wer denn alles mit diesem Problem (über das die Familie zu ihnen gekommen war) zu tun habe, und lud diese Leute alle ein, um mit ihnen zu arbeiten. Und spätestens jetzt wurde klar, dass Systeme nicht einfach etwas sind, was wir nur finden müssen, sondern dass wir uns sozusagen in die Welt Systeme hineindenken, mit denen wir dann etwas anfangen können. Die Systemgrenzen, die man aus der Naturwissenschaft als etwas Vorgegebenes übernommen hatte, stellten sich als frei wählbar heraus, und manche Abgrenzungen schienen praktisch für bestimmte Überlegungen, und andere weniger.

Oft wurde dem systemischen Ansatz seine „Unmenschlichkeit“ vorgeworfen, weil er sich nur mit Beobachtbarem befasste, und so einfache und klare Zusammenhänge herstellte. Die damaligen Systemiker wollten ja auch nicht mehr, als sich auf das beschränken, was sie zu sehen glaubten, und sehen, wie weit sie damit kamen. Und es war sehr überraschend, dass sie damit mindestens ebenso weit kamen wie andere, die

komplexeste Modelle der Persönlichkeit, der Gedanken- und Gefühlswelt aufgebaut hatten. Für manche blieb es unbefriedigend, dass die Gefühle und das „Menschliche“ (was immer das sei) im systemischen Modell nicht vorkamen.

Und dann kamen die Konstruktivisten. Ich las von Foerster (1998), Glasersfeld (1997), Maturana und Varela (1987). Es war eine intensive Auseinandersetzung, besonders mit Maturana habe ich heiß diskutiert, aber letzten Endes musste ich mich auf die Erkenntnis einlassen, dass ich über die Welt nichts wissen kann – ja nicht einmal, ob es eine gibt. Es ist einfach nicht möglich, weil wir unsere Eindrücke nur mit unseren Eindrücken überprüfen können. Und woher sollen wir dann wissen, was die mit einer vielleicht vorhandenen objektiven Welt zu tun haben?

Von Maturana kam das autopoietische System, von Foerster die nicht-triviale Maschine: Eine technische Maschine verhält sich theoretisch immer gleich: wenn man auf das Gaspedal des Autos drückt, beschleunigt sie. Praktisch gibt es solche „triviale Maschinen“, wie von Foerster es nennt, nicht: Technische Maschinen nützen sich ab, oder, wie ein Freund einmal sagte: „Ich spüre, wenn mein Sohn mit meinem Auto gefahren ist. Es tut dem Motor gut, wenn er ab und zu damit fährt: Da wird der Motor ordentlich durchgeputzt.“ Also: „triviale Maschinen“ gibt es nicht. Das Gegenstück ist die „nicht-triviale Maschine“, die nicht nach so einfachen Gesetzmäßigkeiten funktioniert, weil sie nie im gleichen Zustand ist wie jemals vorher. Bei Motoren gibt es die Abnutzung, Materialermüdung, Korrosion und das „Durchputzen“, Bei „lebendigeren“ Systemen gibt es da noch viel mehr Faktoren.

Das „autopoietische System“ nennt Maturana so, weil seine eigene Organisation so gestaltet ist, dass es sich ständig selbst erzeugt und wiederherstellt. Es kann nicht von außen gezielt gesteuert werden, weil es immer entsprechend seiner eigenen Organisation reagiert, und nicht entsprechend den Absichten oder der Information, die eine Einfluss nehmende Person hat.

Diese drei Ideen - Konstruktivismus, Autopoiesis und die nicht-triviale Maschine -, die direkt ineinander greifen, erschienen als diametral entgegengesetzt den vorhergehenden Vorstellungen der Systemiker, hatten diese doch immer von den stabilen und berechenbaren Zuständen von Strukturen gesprochen. Nun war auf einmal wieder alles in Bewegung, nichts stabil, kein Mensch berechenbar und so weiter. Das freute die, denen die „menschliche“ Seite vorher abgegangen war, weil man in diese Unwägbarkeiten alles hineinlegen konnte, was wir eben „Psyche“ nennen.

Von Foerster hat die beiden gegensätzlich erscheinenden Überlegungen durch die Einführung seines Begriffes „Eigenwert eines Operators“ miteinander verbunden in der Weise, wie es auch die Chaostheorie mit ihren „seltsamen Attraktoren“ macht, wieder eine sehr mathematische Darstellung, die viele Leute abschreckte. **Aus konstruktivistischer Sicht jedenfalls erscheint es einsichtig, dass Strukturen, die sich ständig ändern, uns nicht als regelhaft und daher nicht fassbar erscheinen, während der Sonderfall, dass aus irgendwelchen Gründen heraus sich die Aktionen und Reaktionen regelmäßig wiederholen, auffällig und sichtbar wird. Der Normalfall ist durchaus das Chaos, und nur in Ausnahmefällen spielen sich Zusammenhänge ein, die eine Regelmäßigkeit hervorbringen. Der Mensch hat sich gezwungenermaßen damit beschäftigt, möglichst viel Regelmäßiges zu finden – denn nicht Regelmäßiges kann nicht erfasst werden, und eine Erfassung von Zusammenhängen ist das einzige, womit wir etwas anfangen können.** Beobachten, wieder Erkennen, gezielt Handeln, Planen, ja schon Benennen, erfordern die Wiederholung von Gleichem oder

zumindest Ähnlichem. Wenn wir wo ein sich wiederholendes Interaktionsmuster zwischen bestimmten Menschen wahrnehmen, so sind das zwar nicht sui generis selbst erhaltende, triviale Systeme, aber umgekehrt wird eben doch ein Schuh daraus: Wenn sich irgendwo solche Strukturen einspielen und erhalten, fällt uns das auf und wir „erkennen“ ein System.

De Shazer (1989b) und Berg (2000) haben aus dem grundsätzlichen Glauben an die Veränderlichkeit von Strukturen eine wunderbare, effektive Therapie- und Beratungsform gemacht, den lösungsorientierten Ansatz. Dieser befasst sich nicht mit den Problemen, die das Klientensystem mitbringt, sondern mit Ideen von einer „problemfreieren“ Zukunft, und Erfahrungen damit, wie man dieser schon mal näher gekommen ist. Dieser Ansatz hat sich aufgrund seiner schnellen Wirksamkeit und prinzipiell einfachen Erlernbarkeit sehr schnell verbreitet. Vielleicht auch, weil er wieder viel „menschlicher“ war als die mathematische, technizistische Darstellung von Selvini-Palazzoli oder Watzlawick. Insbesondere I.K. Berg (2000) erklärte all ihre Vorgangsweisen neben dem Blick auf die Lösung statt auf das Problem vor allem mit unerschütterlichem Glauben an das Produktive im Menschen und man konnte ihn praktizieren, ohne sich mit dem systemischen Denkansatz zu beschäftigen, der dahinter steht. Niemand hat darauf hingewiesen, dass diese Methode eine von vielen möglichen Formen der Einführung von Veränderung in ein System ist, eine Intervention, die das bestehende Muster konterkariert und daher Veränderung ermöglicht: Wenn Leute mit einem Problem befasst sind und alle ihre Energie und Aufmerksamkeit dem Problem widmen, ist es wohl klar, dass, wenn man das Gegenteil tut, etwas Neues passiert. Es wäre daher Vorsicht angebracht, diesen Ansatz dort zu probieren, wo jemand schon immer nur an Ziele denkt, und sich damit festgefahren hat.

In ähnlicher Weise hat sich auch der narrative Ansatz (White & Epston 1990, Anderson 1990) aus konstruktivistischem Denken entwickelt, der sich damit beschäftigt, im Gespräch die Geschichten zu verändern, mit denen Menschen ihre Probleme beschreiben, und die ihre Reaktionen steuern – natürlich wird auch hier eine Veränderung ins System eingeführt, die dann eben weitere Änderungen zur Folge hat.

Auch die Psychoanalyse (siehe dazu etwa Wyss 1972) ist eine solche Strategie, die Geschichten, die Menschen zu ihren Erlebnissen haben und auf die sie reagieren, zu verändern. Diese wird aber, da sie schon alt ist und Freud sich nicht auf die Systemtheorie beziehen konnte, im Allgemeinen nicht zu den systemischen Methoden gezählt, obwohl inzwischen manche Praktiker Systemik und Psychoanalyse verbinden.

Diese neuen Methoden sind Methoden der Gesprächsführung, die Veränderungen herbeiführen wollen, indem sie durch das Gespräch das Denken der beteiligten Menschen verändern. Was vom ursprünglichen systemischen Denkansatz geblieben ist, ist, dass man den Bezug zu Familie und sozialer Umgebung immer mit einbezieht. Von den inzwischen schon „klassischen“ Techniken wie etwa der Symptomverschreibung oder sonstigen unerwarteten Interventionen spricht man heute weniger. Für die Sozialarbeit, wo häufig wenig Zeit und Gelegenheit für längere Gespräche ist, und wo es oftmals um sachliche Hilfe für materielle Teufelskreise geht, ist aber der grundlegende Gedanke von großer Bedeutung: Es geht darum, in einen Teufelskreis machbare Änderungen einzuführen, die weitere Änderungen zur Folge haben. Und machbar sind natürlich zunächst solche Änderungen, die man selbst machen kann: Wenn die anderen (und natürlich auch ich...) autopoietische Systeme sind, deren Verhalten man nicht steuern kann, dann kann man doch immerhin sein eigenes

Verhalten ändern und etwas tun, was bisher noch nicht gemacht wurde. Das kann natürlich sein, dass man selbst sein Augenmerk verlegt vom Problem zu den Erfolgen, es kann aber auch sein, dass man einen beklagten Zustand für aufrechterhaltenswert erklärt oder jemanden, der bisher immer viele Probleme zeigen musste, um Unterstützung zu bekommen, bei etwas unterstützt, was dieser gut kann.

Was sich aus den konstruktivistischen Überlegungen sonst noch ergibt, ist von schwerwiegender Bedeutung: Es heißt, dass wir die Welt ständig neu erfinden müssen und dass wir nur solche Dinge wahrnehmen können, die wir selbst „erfinden“. Was immer es da draußen geben mag, unsere „Erkenntnis“ kann bestenfalls ein Raster sein, mit dem wir experimentieren. Und was davon sich im Experimentieren bewährt beziehungsweise dabei irgendwie aufrechterhalten werden kann, gilt uns als wahr. Eine über diese „Brauchbarkeit“ hinausgehende Überprüfung, wie wahr eine Aussage sei, ist prinzipiell unmöglich, weil eben zum Überprüfen wieder nur mit unserem Raster experimentiert werden kann.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich meine neuen systemischen Erkenntnisse eben als Erkenntnisse betrachtet, und hatte den Eindruck, immer mehr über die Welt und insbesondere über Menschen und ihr Zusammenwirken herauszufinden. Und nun merkte ich auf einmal, dass ich nicht einmal weiß, ob es andere Menschen gibt. Genau genommen stellt sich ja auch die Frage, ob es mich selbst gibt, beziehungsweise, wenn ich annehme, dass es mich gibt: was das bedeutet.

Ich lebe seither in einem komplexen Entwurf von Welt, über den ich nicht mehr weiß, als dass ich in diesem Entwurf bis jetzt überleben konnte – was immer das heißt. Ich lebe mit anderen zusammen, von denen ich nicht weiß, ob es sie außerhalb meines Entwurfes – also „objektiv“ – gibt und lebe in meiner so erfundenen Welt durch das Leben. Alle Beweise für eine objektive Welt, von denen ich bis jetzt gehört habe, sind unhaltbar, wenn man sie genauer anschaut.

Jetzt war also Kreativität gefragt: Wie geht das denn mit meinen so schönen Überlegungen und Erkenntnissen über Wechselwirkungen zusammen? Sind die dann auch beliebig austauschbar gegen ganz andere Vorstellungen? Sie stellen ja dann auch keine Wirklichkeit dar, sondern nur eine Möglichkeit, sich die Welt zu denken.

Aber – und das war für mich immer besonders wichtig - sie passten logisch zusammen. Es gab keine Widersprüche. Meine Weltbeschreibung war konsistent und „viabel“, wie Varela (1990) es nennt und was nichts anderes bedeutet, als dass man damit weiterkommt, dass man nicht in Widersprüchen stecken bleibt, dass die Dinge, die man angeht, funktionieren.

Nicht dass das mit der Logik eine unbedingte Notwendigkeit wäre. Ich glaube eher, dass die meisten Menschen das nicht brauchen – sie haben andere Regeln, nach denen sie in der Welt zurechtkommen, und diese funktionieren auch. Was aber unbedingt notwendig ist, ist ein „viabiles“ Weltbild – eines, mit dem man sich in seinem Leben zurechtfinden kann. Wenn da nicht alles ganz zusammenpasst, macht das wohl nicht so viel – solange der Besitzer des Weltbildes es nicht verlangt, und solange er oder sie für Situationen, wo ein Widerspruch sichtbar wird, wieder eine Möglichkeit des Umganges findet.

Es scheint sogar, dass logische Konsistenz gar nicht die ursprünglichste Form des Weltentwurfes ist – das Kind lernt – ohne sich dessen bewusst zu sein – vor allem einmal, sein Verhalten – und damit auch sein Denken – auf die soziale Situation abzustimmen. Zwei und zwei ist nicht gleich vier, weil das logisch ist, sondern, weil die Umgebung es so sieht und man ja mit dieser Umgebung lebt. Logik kann sich nur

entwickeln, wenn es dafür ein Trainingsfeld gibt. Und wenn da niemand ist, den logische Konsequenz irgendwie berührt, dann gibt es auch keine Reaktionen und nichts wird gelernt.

Was aber soll es bedeuten, wenn man von etwas als einem System spricht?

Jedenfalls gilt – und auch hier zeigte sich die logische Praktikabilität – dass Systeme Erfindungen des Menschen sind, der gerade etwas mehr oder weniger Bestimmtes mit seiner Welt anfangen will. Wir haben irgendwann die Idee von „System“ erfunden, und wir haben eine Art Regelsystem erfunden, mit dem man solche „Systeme“ anschauen und irgendwie einteilen kann, um dann damit umgehen zu können. Wenn wir also jetzt die Welt anschauen wollen, können wir diese Idee von System auf die Welt legen wie einen Filter; wie wenn wir Lackmus in eine Phiole gießen. Dann können wir schauen, wie uns dieser Filter weiterhilft. **Das also ist ein System: Eine Idee, wie man die Welt betrachten könnte. Und jeder kann sich Systeme in die Welt hineindefinieren nach Lust und Laune, um zu sehen, was dabei herauskommt. Und je nachdem, was man da miteinander als System definiert, kommt etwas anderes heraus.**

Wir wählen also einen Ausschnitt der Welt, irgendwelche Bestandteile oder Interaktionen oder Prozesse, die wir wahrnehmen, und ziehen eine Art Grenze darum herum, indem wir diesen Ausschnitt ein „System“ nennen. Wenn wir dieses System dann untersuchen, können wir erkennen, ob uns diese Abgrenzung, diese Definition des Systems, bei unserer Frage, unserem Anliegen weiterhilft oder nicht. Welche Abgrenzung nützlich ist, hängt also von der Fragestellung ab.

Mir geht es oft so, dass ich zuhöre, wie Menschen irgendwo sagen: Das und das sei ein System, und ich kann natürlich nicht sagen, das sei falsch. Aber mit einiger Erfahrung kann ich abschätzen, ob diese Abgrenzung, diese Zusammenfassung eines „Systems“ weiterhelfen wird oder nicht: Wenn man das ein System nennt, wenn man es so abgrenzt, dann kommt bei der Untersuchung in Bezug auf die gestellte Frage vielleicht etwas Brauchbares heraus - oder eben nicht viel.

Man sollte auch nicht übersehen, dass Systemabgrenzungen, die sich für eine Fragestellung bewährt haben, nicht unbedingt auch für andere Fragestellungen geeignet sind.

Die logische Konsistenz von Beschreibungen bleibt aber – trotz Konstruktivismus – eines der Grundprinzipien der Wissenschaften. Und damit bleiben von den systemischen Überlegungen einige übrig, die meines Erachtens nicht in Frage stehen:

Der Mensch kann nur Phänomene erkennen und sich mit Phänomenen befassen, die Dauer haben (andernfalls sind sie vorbei, bevor man sich damit befassen kann). Für ganz Genaue sei hier noch darauf hingewiesen, dass Existenz überhaupt verstehbar wäre als sich selbst aufrechterhaltende Schleife zwischen dem, der die Welt erfindet, und der Tatsache, dass in dieser Welt auch die vorkommt, die sie erfunden hat. Wenn das Ganze in sich schlüssig ist, dann ist es eine vollkommene, existenzfähige „Wirklichkeit“. Wenn die Naturwissenschaftler eine Welt erfinden, in der der Mensch vorkommt, der die Natur, dann die Naturwissenschaften und dann die Naturwissenschaftler erfindet, dann ist der Kreis geschlossen und es kann funktionieren. Jede Frage nach dem, was sich außerhalb dieser Schleife befindet, ist sinnlos. Aber dies genauer auszuführen, würde hier zu viel Raum beanspruchen.

Da es für jedes Phänomen eine Möglichkeit zu geben scheint, es durch Veränderung der Umweltbedingungen zu „beenden“, ist die Aufrechterhaltung (also die

„Erzeugung“ von Dauer) eine Frage der Wechselwirkung zwischen dem Phänomen und seiner Umwelt, also eine dynamische Angelegenheit.

Wenn man an irgendeinem Teil des Phänomens oder seiner Umwelt relevante Veränderungen vornimmt, verändern sich weitere Teile. Das bedeutet für Strukturen, die wir verändern wollen, dass wir mögliche relevante Veränderungen finden müssen. Eine gezielte Steuerung scheint allerdings nicht möglich: aufgrund der inneren Struktur des Systems, selbst dann oder gerade dann, wenn wir selbst Beteiligte sind, entwickelt sich das System nach seinen eigenen, inneren Möglichkeiten, und „experimentiert“ so lange, bis sich wieder ein homöostatischer Zustand einstellt, ein Zustand also, wo uns Erkennbares sich als konstant zeigt – was bedeuten kann, dass die Struktur, die wir vorher als System definiert haben, zerfällt beziehungsweise sich so weit verändert, dass wir unsere Definition nicht mehr aufrechterhalten können (Würden wir eigentlich einen Schmetterling als dasselbe System definieren wie die Raupe?).

LITERATUR:

Andersen, T. (1990): Das Reflektierende Team. Dialoge und Dialoge über die Dialoge. Dortmund.

Ashby, W. R. (1956): An Introduction to Cybernetics. London.

Berg, I. K. & S. D. Miller (2000): Kurzzeittherapie bei Alkoholkranken. Ein lösungsorientierter Ansatz. Heidelberg.

Foerster, H. V. und B. Pörksen (1998): Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners. Gespräche für Skeptiker. Heidelberg.

Foerster, H. v., M. Bröcker (2007): Teil der Welt. Fraktale einer Ethik – oder Heinz von Foerstertanz mit der Welt. Heidelberg.

Freud, S. (1920): Jenseits des Lustprinzips. In: Sigmund Freud Studienausgabe Band III: Psychologie des Unbewussten. Frankfurt a. M. 1975.(S.213-272)

Glaserfeld, E. v. (1997): Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme. Frankfurt a. M.

Haley, J. (1987): Gemeinsamer Nenner Interaktion. Strategien der Psychotherapie. München.

Maturana, H. R. & F. J. Varela (1987): Der Baum der Erkenntnis. Die Biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens. Bern und München.

Monod, J. (1971): Zufall und Notwendigkeit. Philosophische Fragen der modernen Biologie. München.

Roth, G. (2000): Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Frankfurt a. M.

Selvini-Palazzoli, M. L. Boscolo und G. Cecchin (1978): Paradoxon und Gegenparadoxon. Stuttgart.

Shazer, S. de (1989b): Wege der erfolgreichen Kurztherapie. Stuttgart.

Watzlawick, P.; J. H. Beavin und D. D. Jackson (1969): Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern.

Varela, F. J. (1990): Kognitionswissenschaft, Kognitionstechnik. Eine Skizze aktueller Perspektiven. Frankfurt a. M.

White, M. und D. Epston (1990): Narrative Means to Therapeutic Ends. London.

Wiener, N. (1968): Kybernetik. Reinbek b. Hamburg.

Wyss, D. (1972): Die tiefenpsychologischen Schulen von den Anfängen bis zur Gegenwart. Entwicklung, Probleme, Krisen. Göttingen.

Einige Gedanken zur so genannten „Brillentheorie“

Anneli Arnold

Meine Brille ist in den letzten Jahren zu einem wichtigen Bestandteil meines Lebens geworden. Ich brauche sie immer wieder und trotzdem oder gerade deswegen muss ich sie immer wieder suchen. Ich bin auf sie angewiesen, um mit den unterschiedlichen Lektüren zurecht zu kommen. Dann aber, wenn ich sie aufhabe, nehme ich sie gar nicht mehr wahr.

Die Brille ist für viele Menschen eine wichtige Krücke, die aber, wenn sie mal da ist, kaum

mehr wahrgenommen werden braucht, es sei denn wir stellen fest, dass sie uns nicht mehr hilft.

Die Brille ist zu einer wichtigen Metapher für die Konstruktivisten geworden, wenn sie unsere „eingeschränkte“ Wahrnehmung der Welt erklären möchten: Wir konstruieren die Welt, die wir wahrnehmen je nachdem, welche „Brille“ wir aufhaben.

Es ist überhaupt interessant, wie wir Informationen über uns und unsere Welt bekommen und welche Wirklichkeiten wir mit Hilfe dieser Informationen erzeugen.

Die Konstruktivisten sagen „make a differenz“, „mache einen Unterschied“:

Unsere Wahrnehmung funktioniert in Gegensätzen, zum Beispiel *dunkel – hell* oder *gut – böse*, *oben – unten*, *wir - die Anderen beziehungsweise nicht wir*, und so weiter. Man kann diese wahrgenommenen Unterschiede „Leitdifferenzen“ nennen, mit deren Hilfe wir unsere Welt konstruieren. Daher wäre es natürlich wichtig, sich dessen bewusst zu sein, welche Leitdifferenzen beziehungsweise Brillen meine Wahrnehmung gerade bestimmen. Das erweist sich aber eher als schwierig. Wir haben uns an unsere jeweiligen Brillen derart gewöhnt, dass uns gar nicht mehr in den Sinn kommt, dass man einen anderen Standpunkt auch vertreten oder sehen könnte.

In vielen Organisationen, die hierarchisch gegliedert sind, wie zum Beispiel Schule oder Kirche, ist die Brille *oben – unten* eine sehr brauchbare: Die da oben oder unten sind schuld oder verstehen nicht und so weiter.

In Organisationen, wo Teamwork angesagt ist, kommt *innen - außen* zum Tragen: Wer gehört zu unserem Kreis, ist also innen, wer eher außen; und danach werden die Situationen wahrgenommen und beurteilt.

Dazu kommt, dass das Gute, Produktive oft bei den eigenen Leuten gesehen wird und umgekehrt das Schlechte bei den anderen. Ausländer ist wohl einer, der außen steht, und wenn er oder sie doch drinnen ist, gibt es manchmal Schwierigkeiten, wenn die Sichtweisen beziehungsweise Wahrheiten über die Welt nicht übereinstimmen.

Wir können die Welt um uns nur mit Hilfe der Unterschiede erkennen, die wir gerade beachten, sind uns aber meist nicht bewusst, welche das gerade sind, weil wir nur einen Teil des Wahrnehmbaren sehen.

Mir kommt es manchmal vor, als wären unsere Brillen an unseren Nasen angewachsen, so dass wir Schwierigkeiten haben, neue auszuprobieren, obwohl das oft sehr produktiv wäre: Unsere Sichtweisen zu erweitern und vielleicht doch ein Stück von der Welt, in der wir leben neu und unterschiedlich wahrzunehmen.

Warum ist das so schwer? Unsere „Brillen“ kommen nicht spontan irgendwoher, sondern haben sich im Laufe unserer Lebensgeschichte geformt. Der soziale

Hintergrund - Familie, Beruf und so weiter - formt unsere Einstellungen und Bewertungen und mit der Zeit haben wir uns an unsere Sichtweisen so gewöhnt, dass wir glauben, im Besitz des „richtigen“, des „wahren“ Erkennens zu sein.

Um neue Brillen auszuprobieren, können wir nicht zum Optiker gehen, aber unsere Freunde und Kollegen können durchaus die Rolle des Optikers übernehmen und uns darauf aufmerksam machen, dass es auch andere „Brillen“ gibt als die, die wir gerade aufhaben. Dabei hilft uns wohl am ehesten Neugierde, mit deren Hilfe sich neue Welten eröffnen können und vielleicht auch Veränderungen stattfinden.

Es könnte ja auch langweilig werden, wenn die alten Brillen gar nicht mehr von der Nase wegzubekommen sind und wir uns wie im Film sagen müssten: „...und täglich grüßt das Murmeltier“.



Quelle unbekannt

Brillen und andere Wirklichkeiten

dramulette systemique

Bernhard Lehr

Gucki: Ach wenn ich das alles noch genau wüsste, was ich schon gehört habe über das Entstehen von Wirklichkeiten, dann hätte ich wenigstens die Gewissheit ein wenig näher der Wirklichkeit zu sein. Aber so weiß ich vieles nicht, vieles nicht mehr, oder ich weiß auch nicht, was ich eigentlich weiß.

Bryn: Na sind wir heute depressiv?

Gucki: Es ärgert mich eben, dass ich mir schwer tu zu erzählen, wie das mit den Brillen und den Wirklichkeiten ist.

Glas: Griaß euch! Was höre ich? Ärger? Depression? In so einem Fall, wenn ich glaube, ich kann gar nichts mehr, frustriert bin bis ins Knochenmark, lege ich seit Neuestem die "Als ob Strategie" an: Ich tu so als sei es anders, ich tu so als sei ich nicht depressiv, nicht verärgert, nicht dumm und fang mit irgendwas an.

Bryn: Na dann: Tun wir so als ob wir alles wüssten.

Gucki: Ich glaub es geht nicht um alles wissen. Es gefällt mir ganz gut, einfach anzufangen. Weißt du, was mir gestern passiert ist?

Glas: Du bist gut, wie soll ich das wissen? Ein typisches Beispiel, dass man nicht alles wissen kann! Aber du wirst es mir bald sagen, nehme ich an.

Gucki: Ich habe gestern ein Vexierbild betrachtet, es wurde im Fernsehen gezeigt, weiß nicht mehr bei welcher Sendung, es sollte eine junge und eine alte Frau zu sehen sein. Stell dir vor, ich habe das Bild von Früher gekannt, du weißt, es gibt so Vexierbilder, die sind in vielen Journalen und so zu sehen, ein so bekanntes ist jenes. Ich konnte die junge Frau nicht mehr erkennen. Ich sah die alte und die alte und nur die alte, obwohl ich wüsste, wie die junge auszusehen hätte, ich hab sie nicht gefunden! Und gleichzeitig schreit mein Sohn durch die Gegend: "Ich sehe nur die junge Frau! Wo ist die alte?" Ich hab meine junge jedenfalls nicht mehr erblickt.

Eigentlich hätte ich damit gerechnet, dass ich sie erkennen müsste, weil ich ja eine Vorstellung habe, wie und wo ungefähr ich sie finden könnte. Denn man sagt ja, dass wir eher nur das sehen und erkennen, was wir eben kennen. Aber hier war ich sehr fixiert auf die Alte.

Bryn: Vielleicht sollten wir das Vexierbild auf Fixierbild umbenennen.

Gucki (lacht): Ja vielleicht (wird wieder ernst). Es ist doch immer wieder verblüffend, für mich jedenfalls, wie fixiert wir Menschen sein können. Nicht nur beim Sehen, auch so beim Wahrnehmen und Denken.

Weil du vorhin das Wort "depressiv" erwähnt hast. Wie verstärkend so ein Begriff doch wirken kann. Wenn ich ihn ernst nehmen würde, ginge es mir schon ganz schlecht. Ich konnte einmal einem Klienten helfen, indem wir für seine Krankheit Depression einen anderen Namen, eigentlich viele andere Namen fanden, ich müsste sagen er-fanden: er habe sich vergiftet, weil er sich so viel "gegiftet", ein anderes Wort für geärgert, hat, er habe sich überfordert und wolle etwas Neues, er sei erschöpft und brauche eine Pause, usw.

Glas: Jaja, wie nennt schon Herr De Shazer ein Buch? "Worte waren ursprünglich Zauber" (1996). Die Sprache kann uns sehr binden und unsere Gedanken beeinflussen, bzw. auch unser Tun natürlich.

Wisst ihr, was mir so durch den Kopf geistert?

Bryn: Natürlich nicht, wie sollten wir auch, aber um in deinen Worten zu sprechen: Du wirst es uns bald mitteilen,

Glas (lacht): Richtig. Hab gehofft, dass dieser Satz kommt. Und ich sag es dir auch:

Im Ludwig Boltzmann Institut in Frankfurt gibt es einen Herrn Professor, dessen Name mir jetzt nicht einfällt, der sich mit Gehirnforschung beschäftigt. In einigen Zeitungen war auch davon zu lesen, unter anderem im Bild der Wissenschaft vor zirka einem halben Jahr. Der behauptet aufgrund seiner Forschungen, dass unser Bewusstsein über eine Handlung null Komma drei Sekunden nach dem jeweiligen Ablauf der einzelnen Bewegungen der Nerven und Muskeln zustande kommt.

Bryn: Waaaaa? Nachdem ich jetzt so spontan "waaaaa" plärrte, hätte ich nicht gewusst, dass ich "waaaaa" plärrte?

Gucki: Dieses "waaaaa" kannst du eh nicht überlegt haben, das war unbewusst, würde ich behaupten.

Aber was dieser Professor dann sagt, hieße, dass eigentlich alle Handlungen und auch Gedanken, nehme ich an, gewissermaßen "spontan" wären, in dem Sinne, dass sie nicht, zumindest nicht bis zuletzt und ins Detail, planbar sind, sondern nur nachvollziehbar. Ja bestenfalls nachvollziehbar.

Glas: Ja. Ich tue etwas und kann bestenfalls ein Resultat bemerken. Natürlich bemerke ich dann auch nur, was für mich passt - im Sinne deines "Fixierbildes" und mach wieder weiter....

Bryn: Wie bei einer Maschine, gell?

Glas: Naja, das Wort nimmt man nicht so gern in den Mund, wenn es um uns Menschen geht. Und ich glaube auch, dass es vielfältiger, komplexer ist. Die Systemiker reden gern von den "autopoietischen Systemen", Einheiten quasi, die sich selbst replizieren und aufrechterhalten. Eine Maschine ist da zu einfach - trivial sagen manche.

Gucki: Wie verändere ich mich dann laut diesem Professor, wenn ich nur reagiere und reagiere und bestenfalls feststelle, dass ich so und vielleicht so reagiere?

Glas: Naja, ich würde das so sagen, um auf dein Vexierbild zurückzukommen, wir haben doch sehr, sehr viele Muster in unserem Repertoire und das, was wir wahrnehmen ist nicht nur eine junge und alte Frau, sodass aufgrund der Vielheit an Bewegung und Bildern Verschiedenstes bewusst werden kann, das dann weiterwirkt. Und wir stehen permanent in Wechselwirkung mit unsrer Umwelt, mit anderen Systemen, die uns auch zusetzen oder anregen oder wie immer wir das nennen mögen. Manche sagen stören, manche sogar penetrieren, was schon überklinisch klingt. Das Wort "jucken" fände ich witzig.

Gucki: Sei still, sonst fängt es mich zu jucken an! Dazu genügt mir das Wort alleine!

(kurze Pause)

So wie wir jetzt dahinreden. Jeder hat seine Gedanken. Die entwickeln sich: Ich sage das, du dies und daher er jenes und ich wieder fast das, was ich ursprünglich sagen wollte, aber vielleicht doch nicht ganz so, sondern in einer anderen Art.

Bryn: Jetzt brauchen wir nur mehr sagen: So ist das Leben. Und gehen heim.

Aber wie war das wieder mit den "Brillen"? Deshalb wollten wir uns doch treffen und reden.

Es gibt die Meinung, wir Menschen würden alles durch gewisse Brillen sehen.

Glas: Für mich sind die Brillen nur mehr ein Hilfsausdruck.

Gucki: Gibt es denn etwas anderes auch als Hilfsausdrücke?

Glas: Sehr witzig!

Also gut: Es handelt sich wohl um eine andere Form der Erklärung dafür, dass manche Menschen in einer Verhaltensweise oder Szene oder auch nur in einem Bild nur ganz Bestimmtes wahrnehmen und nicht anderes, das andere Menschen wahrnehmen würden. Gleichsam als würden sie eine Brille einer besonderen Art oder gewisser Farbe tragen.

Gucki: Wow! Das hast du aber schön formuliert.

Bryn: Es gibt ja auch Menschen, die haben so starke Brillen, dass nicht nur Systemiker vom "Brett vor dem Kopf" sprechen.

Was nehmen die eigentlich wahr?

Gucki: Die haben auf der ihnen zugewandten Seite des Brettes einen Film laufen, der gerade aus ihrem Hirn heraus projiziert wird, Heimkino quisiquasi. So einer haut dir eine runter, dass dir Hören und Sehen vergeht und behauptet, er hätte dich geliebt.

Glas: Drastisch aber möglich.

Gucki: Was? Das Lieben oder das Vergehen von Hören und Sehen?

(winkt mit der Hand vor dem Gesicht)

Das ist mir nur so in der Schnelle eingefallen.

Glas: Ich denke, die Erfahrung zu machen, dass es verschiedene Brillen gibt, die wir nutzen, ist äußerst wichtig. Aber wem sag ich das.

Es ist ja immer so leicht, auf die Brillen der anderen zu verweisen. So als wäre ich selbst kein Brillenträger, hätte so was nicht nötig, und wenn schon nach dieser Brillentheorie alle diese Dinger tragen, so würde ich die mit Fensterglas tragen.

Was ich sagen will: Jeder Vergleich hinkt. Das Bild von den Brillen könnte vermitteln, dass es die reine Sicht oder wenigstens eine genaue Datenübertragung und Wiedererkennung im Gehirn gäbe. Dem ist eben anders.

Unser Professor Boltzmann, oder wie er auch heißt, vermittelt uns eher, dass wir bei der "Wirklichkeit" mehr auf das Wirken achten sollen. Also ich wirke und werde gewirkt, manches wird bewusst und wirkt weiter, vieles merken wir nicht und wirkt genauso.

Bryn: Der Gedanke von der Sicherheit über gewisses Wissen, dass selbst dieser Gedanke fallen zu lassen ist, lässt mich nicht aus, juckt mich quasi.

Ich habe vor Kurzem in einem Buch über Zeitreisen gelesen, dass Einstein eine Formel entwickelt hat, die wohl über seine e ist m mal c quadrat hinaus geht. Die Formel kann ich nicht nennen, sie ist eine halbe Zeile lang mit vielen kleinen Buchstaben an den normal geschriebenen Buchstaben, in der Mitte ein Ist-gleich - Zeichen. Einstein wollte beweisen, dass es sich, wenn ein Gegenstand zu Boden fällt, nicht so verhält, dass der Gegenstand hinunterfällt, sondern dass das Untere dem Gegenstand entgegenkommt. Die Gravitation ist also nicht eine Kraft, die hinabzieht, sondern eine Bewegung, die entgegen kommt. Er hat acht Jahre gebraucht, um diese Idee, die alles auf den Kopf stellt, zu beweisen. Er hat die Formel gefunden. Und er konnte auch zwei Anomalien, Bahnabweichungen beim Merkur und noch eine, dadurch erklären. Der Autor erzählt, dass Einstein, als ihm die Sache gelungen war und der Beweis durch den Merkur sicher war, dass er Herzklopfen vor Freude gehabt habe. Das Ganze hängt irgendwie mit der Raumzeitkrümmung zusammen.

Gucki: Da krieg ich auch gleich Herzklopfen!

Bryn: Ja ich auch immer wieder. Und was mir dabei so gefällt, ist, dass selbst die Tatsache, dass etwas zu Boden fällt, ein Blick durch eine Brille ist.

Glas: Wenn ich mir vorstelle, dass ich Einsteins Brille aufsetze, verdreht es mir nur bei dem Gedanken die Augenäpfel dreimal je Auge in und gegen den Uhrzeigersinn.

Aber gerade auch solche Sachen ermuntern mich, im Alltag oder Beruf ein wenig verrückter zu denken.

Gucki: Mir kommt eben das Bild, dass wir wie Blinde sind, die rundherum ein wenig die Gegend begreifen. Schön, wenn wir uns von den Ein-drücken ein wenig erzählen können, oder wir uns darunter etwas vorstellen können. Wenn ich mir vorstelle, dass ein Blinder einem Blinden von seinen Eindrücken erzählt, davon, was er begriffen hat. Der andere hat nur die Möglichkeit davon zu hören und sich ein Bild - wie kann ein Blinder sich ein Bild machen? - er macht sich eine Vorstellung von dessen Begriffenem. Vage, es bleibt so vieles vage.

Und nur weil wir sehen, glauben wir, wir könnten so leicht begreifen!

Bryn: Das sind ja wunderbare Wortspiele.

Aber eines scheint mir sehr wichtig: Dem Blinden nützt alleine wahrzunehmen wenig. Er muss sich äußern und er ist auf die Äußerung eines anderen angewiesen.

Gucki: Und wenn dann noch eine andere dazukommt (nicht nur wegen des Geschlechterverhältnisses) ...

Glasl: Und wenn sie nicht gestorben sind...

Gucki: Nein ich meine im Ernst, dass zur Reflexion oder Bewusstwerden von Verhalten oder überhaupt einfach zum Erkennen von dem was gerade rundherum sein könnte, drei mehr bringen als zwei, so wie ein Punkt im Raum auch drei Koordinaten braucht um seine Position zu vermitteln.

Bryn: Und wieviel braucht es bei der Raumzeit?

Glasl: Ich glaub, ich brauch eine Frankfurter mit einem Kremser und dazu ein Zwettler.

Gucki: Und ich möchte ein Brillenstudio errichten. Ich verleihe dann: Sicherheitsberaterbrillen, Flüchtlingsbrillen, Papstbrillen, Hausfrauenbrillen, Kinderbrillen der verschiedensten Art, Verliererbrillen, Chemikerbrillen,...

Glasl: Mit einer Hinduistenbrille siehst du sofort alles eingerahmt, wie ein alter Film. So stell ich mir das wenigstens vor, denn die sagen: Alles Maya, alles ist Schein.

Bryn: Ein Blick durch die Brillen der Brillenschlange muss aufregend sein!

Literaturhinweis:

Shazer, St.de: Worte waren ursprünglich Zauber. Lösungsorientierte Therapie in Theorie und Praxis. Dortmund 1996

Was man gelesen haben muss...

DER LUZIFER-EFFEKT: WIE BESTIMMTE SITUATIONEN DAS BÖSE WECKEN

US-Psychologe und Initiator des "Stanford Prison Experiment" in Wien - Webster University verleiht Ehrendoktorat

Wien - Machtvolle Situationen können Individuen komplett verändern - "gewöhnliche und gute Menschen fangen an, sich illegal und amoralisch zu verhalten", berichtete der US-Psychologe Philip Zimbardo (74) von seiner jahrzehntelangen Forschung zum Gewaltverhalten von Menschen. Die Wandlung des menschlichen Charakters zum Bösen beschreibt er als den Luzifer-Effekt. Der emeritierte Professor der Stanford University ist in dieser Woche Gastprofessor an der Webster University in Wien, die ihm am Samstag im Rahmen der Graduierungs-Feier ein Ehrendoktorat verleihen wird.

Der Psychologe wurde insbesondere mit seinem 1971 durchgeführten "Stanford Prison Experiment" bekannt. "Normale" Studenten schlüpfen in die Rollen von Wärtern und Gefangenen in einem "Versuchsfängnis". Die Wärter handelten sehr schnell extrem sadistisch, die Inhaftierten wurden depressiv. Das Experiment musste nach sechs Tagen abgebrochen werden - es war ursprünglich für zwei Wochen geplant. Seither forschte Zimbardo mehr als 30 Jahre zu diesem Thema und fasste seine Ergebnisse in einem jüngst erschienenen und bisher nur auf Englisch veröffentlichten Buch "The Lucifer Effect" (Random House 2007) zusammen.

Üblicherweise wird "beim Versuch, das böse Verhalten zu verstehen, immer das Individuum beschuldigt", so Zimbardo: "Man schaut auf die Eigenschaften im Inneren der Person, wie etwa auf Genetik, Persönlichkeit und Pathologie." So sei es auch der Ansatz von Gesetzen, der Medizin, der Religion und der Psychiatrie, das Individuum als Sünder und Kranken verantwortlich zu machen.

Die Macht von sozialen Situationen

Das "Stanford Prison Experiment" hat für Zimbardo dagegen demonstriert, dass wir vielmehr die Macht von sozialen Situationen berücksichtigen müssen. Die Kernbotschaft sei, "dass wir versagt haben, das Ausmaß zu erkennen, wie unser individuelles oder Gruppen-Verhalten von Dingen, die außerhalb von uns liegen, beeinflusst wird".

Eine andere Kernfrage ist für den ehemaligen Präsident der American Psychological Association, wie gut wir uns selbst und andere wirklich kennen. Mit dem "Luzifer-Effekt" versucht Zimbardo, die Natur des Menschen zu hinterfragen, und zu zeigen, wie der Mensch durch soziale Situationen korrumpiert werden kann. "Wir sollten lernen, wie wir diese Situationen verändern können." So hat der Psychologe auch versucht, Parallelen zwischen dem "Stanford Prison Experiment" und den Vorfällen im Abu-Ghraib-Gefängnis im Irak zu ziehen.

"Diese Übergriffe der Soldaten oder Wächter passieren nicht, wenn es eine starke Führung gibt - eine klare, transparente Autorität, die das Zufügen von Leid mit Regeln verbietet." Nach den Schwächen des Systems, das den 'Luzifer-Effekt' herbeiführt, hätte man vorher nie gefragt, denn: "Das System ist, wo die Macht ist - militärisch, politisch, gesetzlich, wirtschaftlich."

Die Erkenntnisse Zimbardos befreien Individuen keineswegs von der Verantwortung ihres Handelns: "Aber wenn es klar ist, dass eine Situation ihren freien Willen eingeschränkt hat, dann sind sie nicht allein dafür verantwortlich zu machen. Dann stellt sich die Frage: Wer hat die Situation geschaffen?" In bildlicher Anlehnung an die Ausbreitung einer Grippeepidemie meint Zimbardo, dass nicht nur das medizinische Modell (die Behandlung einzelner Personen) anzuwenden sei, sondern das öffentliche Gesundheitssystem zu verbessern ist.

Helden für einen Moment

Beim "Stanford Prison Experiment" hatte sich gezeigt, dass sich die sadistischen Wärter nach Ende des Versuchs sofort wieder "normal" verhielten und auch langfristig keine Auffälligkeiten zeigten. Nur auf Grund der machtvollen Situation hätten sie sich verändert. "Mit dem Heldentum ist es das Gleiche. Es gibt nur einige Helden, die ihr Leben lang Helden waren, etwa Gandhi und Mutter Teresa.

Viele Menschen sind Helden des Moments - aus der Situation heraus", so Zimbardo. Diese würden sich aktiv gegen das Böse wenden und helfen. Sein neues "Hauptziel im Leben ist, diese heldenhafte Vorstellung zu verbreiten" - etwa auch bei Kindern. Denn "je mehr man an sich selbst als eine Art Held in Warteposition glaubt, wird man bei gegebener Zeit auch helfen."

(APA/Red) - Webstandard, 15. Mai 2007

WARUM LOGIK FÜR HUNDE MANCHMAL UNLOGISCH IST

Menschen beeinflussen das Verhalten der Tiere stärker als deren eigene Schlussfolgerungen.

Hunde lassen sich bei ihren Entscheidungen stärker vom Menschen leiten als von ihren eigenen logischen Schlussfolgerungen. Das schließen zumindest ungarische Forscher aus einer Reihe von Experimenten. Obwohl die Hunde durchaus in der Lage sind, korrekte logische Schlüsse aus den ihnen bekannten Informationen zu ziehen, entscheiden sie sich für die falsche Alternative, wenn diese offensichtlich vom Menschen bevorzugt wird.

Für ihre Untersuchungen testeten die Forscher insgesamt 35 Hunde, darunter sowohl reinrassige Tiere als auch Mischlinge. Im ersten Experiment sollten die Hunde ihr Lieblingsspielzeug, einen Ball, finden, der unter einem von zwei identischen Blumentöpfen verborgen war. Während des Tests wurden die Töpfe vor dem Versuchstier in unterschiedlichen Kombinationen und unterschiedlichen Reihenfolgen angehoben, jedoch immer so, dass der Hund Informationen darüber bekam, ob sich der Ball unter dem jeweiligen Versteck befand oder nicht. In einigen Versuchen schaute der Versuchsleiter zusätzlich dreimal zwischen einem der Verstecke und dem Hund hin und her. Fand der Hund den Ball, durfte er zur Belohnung für einige Sekunden damit spielen.

Das zweite Experiment wurde genauso durchgeführt wie das erste, allerdings mit einem entscheidenden Unterschied: Die Blumentöpfe wurden von einem Nebenraum aus mit Hilfe von dünnen Nylonfäden angehoben, so dass der Hund diesmal bei seiner Entscheidung nicht von einem Menschen beeinflusst werden konnte. Das Ergebnis: War kein Mensch im Raum, verließ sich der Hund auf die Logik. Sah er beispielsweise, dass sich unter einem der beiden Töpfe kein Ball befand, wählte er folgerichtig das

andere Versteck. War hingegen der Versuchsleiter anwesend, veränderte das Tier sein Verhalten drastisch. So entschied es sich immer für den Topf, an dem der Mensch das größere Interesse gezeigt hatte – unabhängig davon, ob der Ball darunter lag oder nicht.

Das zeige zweierlei, schreiben die Forscher: Der Versuch demonstrierte einerseits, wie gut Hunde das menschliche Verhalten beobachten und es interpretieren können. Andererseits deutete er darauf hin, dass sich die Tiere nicht deswegen hin und wieder unlogisch verhalten, weil sie nicht intelligent genug sind, sondern deswegen, weil es für sie Priorität hat, dem Menschen zu gefallen – und das habe sich während der gemeinsamen Evolution von Hund und Mensch möglicherweise als vorteilhafter herausgestellt, so die Wissenschaftler.

Ágnes Erdőhegyi (Eötvös-Loránd-Universität in Budapest) et al.: *Animal Behaviour*, Band 74, Seite 725

ddp/wissenschaft.de – Tobias Becker

<http://www.wissenschaft.de/wissenschaft/news/284632.html> vom 16.10.2007

Jetzt ist Intelligenz doch wieder nicht rein genetisch?

WARUM MAN AUF DEN ÄLTESTEN BRUDER HÖREN SOLLTE

Studie: Erstgeborene sind intelligenter als jüngere Geschwister

Das älteste Kind in einer Familie hat im Durchschnitt einen etwas höheren Intelligenz-Quotienten (IQ) als seine jüngeren Geschwister. Dabei ist es unerheblich, ob das Kind als erstes geboren wurde, oder ob es aufgrund eines Verlustes von älteren Geschwistern zum Ältesten in der Familie geworden ist. Das konnten Forscher in einer Vergleichsstudie mit knapp 250.000 norwegischen Wehrpflichtigen im Alter zwischen 18 und 19 Jahren zeigen.

Für ihre Studie verglichen die Forscher das Abschneiden der Wehrpflichtigen in Intelligenztests bei ihrer Musterung mit den Daten ihrer älteren Brüder. Zusätzlich bezogen die Wissenschaftler weitere Faktoren, wie die Gesamtgröße der Familien, den Bildungsstand der Eltern, das Alter der Mutter bei der Geburt und das Geburtsgewicht in ihre Statistik ein. Der durchschnittliche Intelligenzquotient bei den erstgeborenen Männern lag bei 103,2, während er für die Zweitgeborenen bei 101,2 und bei den Drittgeborenen bei 100,0 lag.

Bei den Männern, die zwar als zweites geboren worden waren, deren älterer Bruder aber innerhalb dessen ersten Lebensjahres verstorben war, lag der durchschnittliche IQ bei 102,9, war also nahezu gleich hoch wie bei den Erstgeborenen. Ein ähnliches Ergebnis konnte auch bei Männern beobachtet werden, die als drittes Kind geboren wurden und beide älteren Brüder verloren hatten. Eine meist unbewusst entstehende soziale Rangfolge innerhalb einer Familie könnte demnach für die schon bei früheren Studien beobachtete leicht erhöhte Intelligenz der älteren Kinder verantwortlich sein. Der erhöhte IQ der Erstgeborenen könnte auch dadurch entstehen, dass ältere Kinder häufig ihre jüngeren Geschwister unterrichten, vermutet der Psychologe Frank Sulloway in einem Kommentar zu der Studie.

Petter Kristensen (nationales Institut für Arbeitsmedizin, Oslo) und Tor Bjerkedal (medizinischen Dienst der norwegischen Armee, Oslo): *Science*, Bd. 316, S.1717
ddp/wissenschaft.de – Tobias Becker

Aus: <http://www.wissenschaft.de/wissenschaft/news/279530.html>, gelesen am 29.11.2007 10:30

Und ein Lichtblick in der Welt:

ITALIEN: NACH SELBSTVERSUCH ERHÖHT PASTA-PRODUZENT DIE LÖHNE

Chef wollte als Erziehungsmaßnahme für seine Töchter von normalem Gehalt legen - Nach 20 Tagen pleite - "Da hab ich mich geschämt": Erhöht Löhne um 200 Euro
Rom - Mit einem kuriosen Experiment hat ein Pasta-Produzent aus Mittelitalien für Furore gesorgt: Enzo Rossi wollte einen Monat lang von dem Gehalt leben, das er seinen Arbeitern in der Fabrik "Maccheroncini di Campofilone" in der Nähe von Ascoli Piceno zahlt. Resultat: Obwohl er jeden Euro zwei Mal herumdrehte, war er bereits nach 20 Tagen ohne Geld.

"Wenn man plötzlich kein Geld mehr hat, dann fühlt sich das an, wie 20 Meter unter Wasser zu sein und keinen Sauerstoff mehr zu haben", erklärte der 42-Jährige - und befand, dass es unverantwortlich sei, seinen Angestellten ein solches Leben zuzumuten. Prompt erhöhte der Nudelfabrikant allen 20 Mitarbeitern das Gehalt um 200 Euro.

Erziehungsmaßnahme

Dabei war das Ganze eigentlich als Erziehungsmaßnahme für seine Töchter gedacht: Rossi wollte ihnen zeigen, wie Normalverdiener in Italien leben und wie es sich anfühlt, mit eingeschränkten finanziellen Mitteln auskommen zu müssen. Deshalb wollten seine Frau und er einen Monat lang mit jeweils 1.000 Euro über die Runden kommen. Die Familie kaufte in günstigen Supermärkten ein und erlaubte sich lediglich zwei Besuche in einer preisgünstigen Pizzeria. Aber nach der Bezahlung von Versicherungen und Rechnungen war das Portemonnaie nach 20 Tagen leer.

"Da hab ich mich geschämt"

"Da habe ich mich geschämt: Denn auf das Gesamtjahr berechnet hätten wir 120 Tage lang kein Geld gehabt, und das bedeutet nicht nur arm, sondern völlig verzweifelt zu sein", meinte Rossi. Die freudestrahlenden Angestellten, die ab Anfang kommenden Jahres von der deftigen Lohnerhöhung profitieren, konnten ihr Glück kaum fassen: "Einen besseren Chef gibt es nicht, wenn doch bloß alle so wären wie er", schwärmten sie. Auch Arbeitsminister Cesare Damiano reiste bereits aus Rom an, um Rossi persönlich kennenzulernen - und in der Lokalpresse wird der nette Chef aus Mittelitalien bereits als "Robin Hood" der Pasta-Hersteller gefeiert. (APA)

Aus <http://derstandard.at>, gelesen am 01. November 2007 14:20

Ausbildung in Systemischer Supervision und Basislehrgang Systemische Sozialarbeit und soziale Berufe

ab 10. Jänner 2008

www.asys.ac.at/fortbildung/



telefonische Auskünfte: 0043 1 9844244

